



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reichel, Eugen: Neue Theaterstücke. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Hauptwert von Süpfles Buch liegt unstreitig in der Fülle von Material, welche hier zusammengetragen ist; in den Anmerkungen findet sich für manche Partien eine erschöpfende Übersicht der Quellen und der einschlägigen Literatur. Niemand wird das Buch ohne Belehrung aus der Hand legen, viele wird es zu eigener Forschung anregen und ihnen in dieser als treuer Wegweiser dienen. Mit Spannung sehen wir dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen; denn wenn die deutsche Literatur auch später nie wieder von den Franzosen mit solcher Begeisterung aufgenommen worden ist, wie zur Zeit der Haller und Götter, wenn sie auch nie wieder die Teilnahme so großer Kreise gewonnen hat, so wurde doch ihre Einwirkung auf die Höchstgebildeten der Nation eine umso tiefere und nachhaltigere. Denn diese gaben doch die Weltanschauung, welche auf ihrem Boden im vorigen Jahrhundert erwachsen ist — den Rationalismus — ebenso gut auf, wie die Höchstgebildeten der übrigen Kulturvölker, um dafür jene Ansicht von Natur und Geschichte, Staat und Gesellschaft in sich aufzunehmen, welche H. Hillebrand mit einem treffenden Schlagwort „Organismus“ genannt hat; diese aber ist doch ganz ein Produkt des deutschen Geisteslebens.

Prag.

E. Guglia.



Neue Theaterstücke.

Von Eugen Reichel.

2.



onnabend den 6. November beschenkte uns das „Deutsche Theater“ mit dem Schauspiel „Der schwarze Schleier“ von Oskar Blumenthal. Da es mir bei dieser Gelegenheit darum zu thun sein muß, endlich einmal die ganze Wichtigkeit und Armseligkeit der „Kunst“ des Berliner Tageblatt-Kritikers an den Pranger zu stellen, so will ich mir die an und für sich leichte Arbeit nicht noch dadurch erleichtern, daß ich seinem neuesten Schauspiel die Ehre einer Betrachtung zu Teil werden lasse; denn es ist ja diesmal das kaum Glaubliche geschehen, daß die Blumenthalsche Neuigkeit nur einen höchst zweifelhaften Erfolg zu erringen, daß selbst die wohlwollende Gesellschaft der Kritiker Berlins ihre großen Bedenken nicht zurückzuhalten vermochte. Seit dem kläglichen Durchfall des eigenartigen Schauspiels „Sammet und Seide“ auf der Bühne des Wallnertheaters (das keine so

prozenhaft überladnen Zimmerausstattungen liefert wie das herrliche „Deutsche Theater“ und auch nicht so in die Gunst des Publikums hineingeschrieben worden ist wie das ideale Unternehmen in der Schumannstraße) hat es den Anschein, als ob der Herr Verfasser, nachdem er einen Gipfelpunkt seiner „Kunst“ erklimmen hatte, sich ein wenig nach abwärts neige, gleich als wolle er den nötigen Tiefengrad erreichen, um dann umso unwiderstehlicher zur schwindelnden Höhe wieder emporzuschleunigen und wohl gar endlich das „Meisterwerk“ zu liefern, das uns Herr Ludwig Speidel von dem hoffnungsvollen Dramatiker zu verkündigen für gut gefunden hat. Ich will, wie gesagt, den Genius des „Berliner Tageblattes“ nicht auf seinem zeitweiligen Niedergange begleiten; denn jedes Genie hat ein Recht, zu verlangen, daß man es nach dem Besten, was es geleistet hat, beurteile. Das anerkannt beste Werk unsers Theaterfürsten aber ist das entzückende Schauspiel „Ein Tropfen Gift“ — und da sich's eben nur um einen „Tropfen“ handelt (der freilich unter Umständen ein ganzes großes Reich vergiften kann), so darf ich hoffen, mit meinem Taschenmikroskop auszureichen.

Da Herr Blumenthal zur aristokratischen Gesellschaft sehr nahe Beziehungen unterhält, so darf man sich nicht wundern, daß er in seinen Schöpfungen mit besondrer Vorliebe Freiherren, Grafen und Prinzen zu Worte kommen läßt, überhaupt das Treiben der vornehmen Welt zu schildern unausgesetzt bemüht ist; denn ein Dichter, zumal ein Dramatiker, macht seine Studien nicht umsonst; was er kennt, das muß auch zu Markte gebracht werden — kein Wunder daher, daß die Blumenthalschen Werke ein so aristokratisches Gepräge zeigen.

In unserm „Tropfen Gift“ ist es nun ein Lothar Freiherr von Mettenborn, der es auf die keusche und in glücklichster Ehe lebende Hertha von Weidegg, die Tochter des Grafen Bahlberg, abgesehen hat. Er sagt von sich selbst, daß er „die Liebe in allen Formen gekostet“ und den „Saft, der so eilig trinken macht, bis zur Übersättigung eingeschlürft“ habe, daß aber „Liebe, die aus Haß und Feindschaft herauschäumt, eine letzte Lebenswürze sei,“ auf die er vom Himmel noch hoffe. Um zu dieser „Lebenswürze“ zu gelangen, bedarf er nun freilich des guten Willens der Frau Hertha; diese aber haßt ihn (was wir wenigstens glauben müssen, da der edle Freiherr selbst es behauptet, obschon wir nicht wissen und nicht erfahren, warum sie ihn haßt) und liebt ihren Mann, wie gesagt, schwärmerisch, sodaß wir an dem Verstande dieses Wüßtlings immerhin zweifeln müssen. Aber es kann ja sein, daß der Don Juan, der so siegesgewiß davon spricht, daß er „den blonden Biedermann“ von Gemahl verdrängen werde, irgend etwas in der Hand hat, was die Sinne seines Opfers verwirren und ihm auf diese Weise Gewalt über die sinnlos gewordene Frau geben könnte; und wir erfahren denn auch, daß er in der That über „einen Tropfen Gift“ verfügt, der ihn zu seinem Ziele führen soll. Wir sind hier bei dem angelangt, was den Inhalt unsers Schauspiels bildet; sehen wir es uns in aller Besonnenheit an.

Lothar, der den Baron von Weidegg „nicht leiden“ kann, was ihm Frau Hertha im dritten Akte bemerkbar macht, und den anderseits Frau Hertha mit ihrem „innigsten Hass“ beehrt, ist nämlich trotzdem ein vertrauter Freund des Hauses, räkelt sich auf den Sesseln des Weidegg'schen Salons herum und drängt sich sogar am Geburtstage der Hausfrau in den Familienkreis, weil er eben Gelegenheit erhalten muß, seine teuflischen Jagokünste spielen zu lassen. Er hat nämlich bereits Frau Hertha in ziemlich unverschämter Weise um eine „geheime Unterredung“ ersucht, ist aber natürlich in entschiedner Weise von der guten Baronin abgefertigt worden, und beginnt jetzt damit, in Gegenwart verschiedener Freunde des Hauses den „Tropfen Gift“ auszuspenden. Es ist von den Skandalaffären in einer russischen Revue die Rede, und Lothar behauptet, daß der Verfasser jener Aufsätze einen ganz besondern „Streich“ vorhabe, daß er beabsichtige, „einen ergrauten Staatsmann in einer wirklich erbarmungslosen Weise“ bloßzustellen. Eine gutherzige, skandalsüchtige Baronin fragt entrüstet, ob es „keine Waffen gegen solche Bubenstücke“ gebe — und Lothar erwidert, daß „das Unheil in diesem Falle vielleicht noch abwendbar gewesen wäre,“ daß aber, weil „ein treuer Verehrer des bedrohten Greises seine zärtliche Tochter vergebens um eine Unterredung unter vier Augen gebeten habe,“ das Unglück nicht aufzuhalten sei u. s. w. Natürlich wird Frau Hertha sofort unwohl, die Gäste entfernen sich, und das bedrohte Opfer erklärt nun ihrem Feinde, daß ihr Vater (denn sie ist klug genug, um sofort zu erkennen, daß es sich um ihren Vater handelt) „gegen verleumderische Ausstreunungen keinen Beschützer brauche und keinen Verteidiger,“ daß die „flecklose Reinheit der Ehre des Grafen Wahlberg keines Beweises bedürfe.“

Nachdem wir uns darüber klar geworden sind, daß Hertha vor einem Geheimnis steht, wie wir selbst, so sind wir begreiflicherweise sehr begierig darauf, etwas von den „Thatfachen“ zu hören, die jenen „Verleumdungen“ zu Grunde liegen; deshalb tritt denn auch der alte Graf herein und wird zunächst von Lothar darauf aufmerksam gemacht, daß er „der Minister des Herzogs Karl Theodor war,“ daß er dann „plötzlich in einer schicksalschweren Stunde aus dem Amte geschieden, und eben die eigentümliche Geschichte dieser Stunde —“

„Um Verzeihung, mein Herr (der Graf redet den Freiherrn in der That als »mein Herr« an!), die Geschichte dieser Stunde ist ein Geheimnis zwischen mir und dem Herzog geblieben — der Herzog hat es unangetastet mit ins Grab genommen, und ich gestatte niemandem, auch nur mit der Fingerspitze daran zu rühren“ — unterbricht ihn die alte Exzellenz; wir sehen also, daß die Verleumdung in der That auf sehr wackligen Füßen steht.

Aber Lothar hat sein Ziel im Auge; deshalb fährt er heimtückisch fort: „Und dennoch steht ein Abenteuerer im Begriffe, dies Geheimnis auf öffentlichem Markte zu erörtern.“

Jetzt bekommt der sich seiner Unschuld bewußte Graf einen Schreck:

Lothar bietet ihm seine „Vermittlung“ an; der Graf erklärt aufs neue, daß er „einen ehernen Schutz gegen die Meinung der Welt gewonnen“ habe; und Lothar teilt ihm nun endlich mit, daß jener Abenteurer dahinter gekommen sei, „daß in dem Jahre des Krieges das Schicksal des Herzogtums von einem geheimen Staatsvertrage abhängig war,“ daß aber „in der entscheidenden Stunde dieser Geheimvertrag verraten wurde, der Herzog infolge dessen den Thron verlor,“ und daher „mit grausamer Folgerichtigkeit der Verdacht des Hochverrats auf den Minister sich lenken mußte.“

Gertha, die von alledem schon aus dem Grunde noch nie etwas erfahren hat, weil (ganz abgesehen von diesem nebelhaften „Geheimvertrage“) der alte Staatsmann allezeit unbefleckt vor der Welt gestanden hat, und gewiß, wenn auch nur der leiseste Verdacht auf ihm gelastet hätte, in seinem hohen Kreise gesellschaftlich unmöglich und nicht Schwiegervater eines angesehenen Staatsbeamten geworden wäre, ruft nun bekümmert aus: „Aber so widerspricht ihm doch!“ Nun erzählt aber der grausame Lothar weiter, daß er sich eines Besuches des Grafen bei seinem Vater erinnere, daß damals der unglückliche Graf „gebeugt und gebrochen“ und mit „unaufhaltsam aus den Augen brechenden Thränen“ das Geheimkabinet des alten Freiherrn von Mettenborn verlassen und dieser dem Sohne dann „karg und dumpf“ erklärt habe: „Das ist ein Unglücklicher, der bei mir seine verlorne Ehre gesucht hat, und ich kann sie ihm nicht wiedergeben, ich darf's nicht, weil mir Amt und Eid die Zunge fesseln.“

Wir fassen uns nun an den Kopf und fragen uns: Sind wir verrückt, oder sind es die Menschen dort oben zwischen den schönen Möbeln?

Der Graf ist sich seiner Schuldlosigkeit nicht nur bewußt, sie ist ihm auch (wenn wir überhaupt die unsinnige „politische“ Voraussetzung gelten lassen wollen) von allen Seiten anerkannt worden, schon allein dadurch, daß er nach wie vor als Ehrenmann gegolten hat und gilt; sollte nun aber wirklich ein Wicht von einem Zeitungsschreiber es wagen, in einer angesehenen Zeitschrift den Ehrenmann zu verleumden, was hätte der Graf zu fürchten? Er würde nur nötig haben, an die Regierung jenes Staates, an den das Herzogtum „verraten“ worden war, die Bitte zu richten, ihm, dem würdigen Staatsmanne, beizustehen; diese Regierung würde sich beeilen (wenn sie überhaupt so abgeschmackt wäre, die Dummheit ernst zu nehmen), zu erklären: „Graf Wahlberg hat den Geheimvertrag an uns nicht verraten,“ und die Sache wäre erledigt.

Das ist freilich leicht gesagt; aber Herr Blumenthal wollte doch ein vieraktiges Schauspiel schreiben und „Sensation“ erregen, wie wäre das möglich gewesen, wenn seine Puppen bei Verstande geblieben wären? Nein, Verstand ist etwas so Alltägliches, daß man sich wahrlich nicht an den Schreibtisch zu setzen braucht, um ihm in einem geistvollen Drama zu seinem Rechte zu verhelfen. Unser Graf gesteht denn auch seinem ahnungslosen Kinde, daß allerdings die Sache sehr bedenklich sei, daß ein Verdacht auf ihm laste, den er „bis

heute noch nicht abzuschütteln vermocht habe"; daß der Herzog zwar an seine „Untreue nicht habe glauben wollen," daß er aber „in dem haßerfüllten Blicke des Erbprinzen seine Verurteilung gelesen" und deshalb „in stummer Entfagung" sich selbst „zu thatenloser Ruhe verurteilt habe." Lothar heizt nun dem Narren noch etwas mehr ein und bittet schließlich um die Erlaubnis, dem Verleumder „mit einem Knebel von Banknoten den Mund zu stopfen." Das aber kann der Graf unter keinen Umständen annehmen; er beteuert daher aufs neue, daß seine „Ehre, dem Himmel sei Dank! nicht auf der Zungenspitze eines Abenteurers stehe"; Lothar muß unverrichteter Sache das Feld räumen, und Gertha schmiegt sich an den alten Papa und giebt ihm die Versicherung, daß sie jetzt „mit verzehnfachter Zärtlichkeit sich an den »Dulder« schmiegen" wolle, sodaß der Graf „in seiner fröhlichen Unschuld" das gute Kind bewundernd ans aristokratische Herz drückt, womit der erste Akt beendigt ist.

Im zweiten Akte erfahren wir, daß der unheimliche „Abenteurer" wirklich sein grausames Verleumdungswerk (wenn wir wenigstens wüßten, weshalb?) ausgeführt hat. Wie wirkt nun dieser Zeitungsartikel auf die „Gesellschaft" unsers Stückes? Leider entsetzlich, denn ein Zeitungsartikel, ein Zeitungsartikel! und zumal, wenn man bedenkt, mit welcher Ehrfurcht die aristokratischen Kreise zu der Presse hinaufsehen! Wenn zur Zeit des Verrates alle Herrschaften sich von dem Staatsmanne zurückgezogen, wenn die Spazier von den Dächern gepfiffen hätten: Seht den Verräter! so könnten die Freunde des Mannes vielleicht großherzig genug sein, um ihn trotz alledem noch unter sich zu dulden — aber jetzt, zwanzig Jahre nach dem seltsamen, längst vergessenen Vorgange, und obenein, da ein ehrloser Verleumder eine kopflose Zeitschrift gefunden hat, die seine Verleumdung, ohne sich über ihre Voraussetzungen zu unterrichten, abgedruckt hat — nein, der Fall ist zu schwer; auch die besten Aristokraten sind nur Menschen, und Unmögliches kann kein Mensch leisten. Daher wird denn der Schwiegersohn des Grafen augenblicklich „nach dem schönen Holland" geschickt. Herr Doktor Blumenthal aus dem aristokratischen Viertel ändert den abgeschmackten Gebrauch, daß dienstliche Angelegenheiten dieser Art in vorgeschriebenen Formen erledigt werden, dahin ab, daß er dem Geheimrat Fabricius Gelegenheit giebt, dem ihm untergebenen Beamten die „Kaltstellung" in einem fremden Hause, wo er mit diesem Beamten in Gesellschaft zusammentrifft, mündlich zu verabsolgen! Es ist doch etwas Eignes um den Genius! Wo andre blind um sich tappen und nach festem Boden suchen, da schwingt er die Flügel und — siehe da! und selbst die besten Freunde der Familie ziehen sich ohne weiteres und in verlegendster Weise von den „Geächteten" zurück. Da wir längst wissen, daß wir es mit Idioten zu thun haben, so schmunzeln wir nur über die Scherze und freuen uns schon auf das Kommende; denn was kann jetzt nicht noch alles kommen!

Im dritten Akte haben selbstverständlich die Dualen der Familie ihren Höhepunkt erreicht. Der alte Graf, der so stolz auf das Bewußtsein seiner

Unschuld pochte, ist ganz gebrochen. Da rafft sich Hertha, weil es jetzt gerade so paßt, zu der an sich ganz verständigen Frage auf: „Wenn du Recht hättest mit deinen selbstquälerischen Beschuldigungen,*) warum wurde nie eine öffentliche Anklage gegen dich erhoben?“ Aber natürlich: die „Kriegsereignisse!“ das rollte über den unglücklichen Grafen „und sein kleines Schicksal“ hinweg! Der Herzog, also der einzige, der dem „Verräter“ hätte fluchen dürfen, hat ihn bis zum Tode mit seiner Gunst ausgezeichnet — aber der Sohn, der Sohn!

Ha, der Sohn, der Erbprinz! Der wird doch wenigstens der verräterischen Kanaille zugefetzt haben. Aber nein, der Graf betont ausdrücklich, daß der Prinz ihn niemals habe verfolgen lassen, daß er ihm „schweigend und schonungsvoll ausgewichen“ sei. Endlich eine Aussicht auf Rettung!

„Wie — ruft Hertha — dieser Mann sollte wissen, daß du ihn mit verräterischer Hand vom Throne gestoßen hast, und er sollte nichts, aber auch garnichts thun, um diesen Hochverrat und Frevel zu rächen? Seit Jahren lebt er in unsrer Stadt, wenige Straßen von uns entfernt, und nie sollte er mit zorniger Faust an die Thür gepocht, nie von dir Rechenschaft gefordert haben vor aller Welt?“

Das war ein Wort zu rechter Zeit; der alte Graf wird fast von der Freude über diese Fügung des Himmels erdrückt, beschließt sofort, an den Prinzen zu schreiben, und hofft von ihm empfangen und entschuldigt zu werden. Aber kaum ist der alte Narr fortgegangen, so trifft eine Depesche ein, welche meldet, daß der Verleumder nun doch nicht nur ein Verleumder sei, sondern seine Mitteilungen „aus dem eignen Munde des Prinzen“ erhalten habe — der arme Graf, nun ist es auch mit der letzten Hoffnung vorbei! Da erscheint endlich wieder der unheimliche Lothar, aber diesmal als Retter aus tiefster Not; er erzählt nämlich der von ihm verfolgten Frau, daß die Schuldblosigkeit des Grafen erwiesen sei und daß die Zeugnisse hierfür sich in den Händen des Prinzen befinden. Wir erfuhren zwar vor wenigen Minuten von Hertha, daß der Prinz dem Grafen gegenüber sich immer gleichgiltig gezeigt habe; das paßt aber jetzt nicht, und deshalb fragt Hertha: „Der Prinz, der den Vater angeklagt und verfolgt hat?“ — Heiliger Wahnsinn!

Frau Hertha liest nun in Frau Niemanns Manier den eigenhändig geschriebenen Brief des Prinzen, kost vor lauter Seligkeit mit dem Ehrenmann von „Erretter,“ der ihr vor kurzem noch zu verstehen gegeben hat, um welchen Preis er den Grafen von dem „Makel“ reinwaschen wolle, und im Hause herrscht

*) Der Graf glaubt jetzt nämlich doch wieder an seine Schuld, weil, wie er sagt, nur er „der Schuldige gewesen sein konnte, nur er auf der weiten Erde.“ Es ist von unwiderstehlicher Ergötlichkeit, diesen Grafen die Rolle gegen sich selbst spielen zu sehen, die allenfalls ein unfreundlich Gesinnter gegen ihn spielen konnte. Herr Blumenthal aus dem aristokratischen Viertel ist offenbar nicht nur ein großer Kritiker und Schriftsteller, sondern auch ein außerordentlicher Kenner der menschlichen Seele. Wer ihm doch etwas ablernen könnte!

natürlich die vollkommenste Freude, die im letzten Akte noch dadurch gesteigert wird, daß die guten Freunde wieder so großmütig sind, dem „Geretteten“ sich zu nahen, und daß der Prinz in eigner Person erscheint, um zu melden, daß der Herzog selbst aus Vaterlandsliebe den Verrat begangen habe.

Das nenn' ich doch noch einen Plan! Und wenn wir uns all den Unsinn zur Not wollten gefallen lassen, um anderer Dinge willen — was aber wird denn mit diesem Unsinn erreicht? Von einer Handlung ist zwar im Stücke nichts zu spüren; aber der böse Lothar schien doch so etwas wie einen Zweck zu verfolgen — wo bleibt denn dieser Zweck? Er will Hertha seinen Lüsten dienstbar machen; was versucht er denn für Mittel, um zu diesem heißersehten Ziele zu kommen? Er bietet der Aristokratin (nicht etwa der Frau eines Postboten) „eine Handvoll Banknoten,“ welche dem „Verleumder“ den „Mund stopfen“ sollen; er weist sie um Mitternacht auf seinen wartenden Wagen hin — aber die Frau will noch immer nicht anbeißen. Da bringt er ihr endlich die Mitteilung, daß ihr Vater fleckenlos dastehe — nun wird die Göttin ihm doch endlich den geschätzten Schoß öffnen — denn mit seiner Kunst hat es jetzt ein Ende. Leider gewährt sie dem Edeln nur „Freundschaft,“ und der gefährliche Mensch muß in den sauern Apfel beißen und sich einreden, daß das nun doch das Beste sei! Läßt sich etwas denken, das alberner wäre?

Und wie es in diesen aristokratischen Kreisen zugeht! Die schönsten Vorkommnisse habe ich schon hervorgehoben; aber nicht minder fein ist es, wenn der Freiherr Lothar im Hause des Staatsbeamten, Baron Erwin von Weidegg, dem Diener, welcher meldet, daß die gnädige Frau nicht zu sprechen sei, zuruft: „Ich erwarte zuversichtlich, daß die Ereignisse des Tages die gnädige Frau noch heute in die Stimmung bringen werden, mich zu empfangen.“ Oder wenn Hertha, die Aristokratin, die Gesellschaft besucht und sagt: „Ich führe zum erstenmale meinen Geburtstagsstaat spazieren: Armbänder, Fächer, Kollier, alles!“ gleich als wäre sie eine Barbierstochter aus einem Landstädtchen. Und dieser Leutnant Bruno, der den veralteten „Sardeleitnant“ an Albernheit und Unwissenheit noch überbietet, aber nicht etwa ein verzärtelter Krautjunker ist, sondern der Sohn eines Artillerie-Obersten, also aus einer Familie stammt, in der wohl noch ganz andre Ansprüche an die Bildung ihrer Söhne gestellt werden, als sie Herrn Blumenthal jemals nahegetreten sind! Mit einem Worte, an dem ganzen Machwerk ist, abgesehen von einer kleinen Szene zwischen Viddy und Bruno, die der Verfasser vielleicht irgendwo „gefunden“ hat, alles elend, abgeschmackt und dilettantisch. Selbst die „Sprache,“ die ja soviel Bewunderung bei den Kennern erregt, ist unsäglich reizlos und blüht gelegentlich in den schönsten Formen. Wenn Fabricius fragt: „Ich darf auf Ihre Fürsprache rechnen?“ so antwortet Hertha: „Aus vollem Herzen.“ Hertha „fühlt es in jedem Pulschlage, daß hinter dem Eigensinn ein schmerzliches Geheimnis steckt,“ und „sucht“ nach „diesem Rätsel,“ anstatt nach der Lösung desselben. Auch

haben die Leute bei Herrn Doktor Blumenthal die Angewohnheit, auf den „Zehenspitzen“ zu gehen oder zu schleichen, statt auf den Fußspitzen.

Und dieser Quark hat die gebildete Bevölkerung Berlins fast hundertmal ins Theater gezogen! Dieses Umding von Schauspiel hat den „Dichter“ zum reichen Manne gemacht, während ein Lindner mit all seinen Fähigkeiten ins Irrenhaus wandern und seine unglückliche Familie dem Wohlthätigkeitsfuss der Schriftsteller überlassen mußte! Wir sehen, was die schönen Möbel, die Künste der Frau Niemann und die Posaunenstöße der „Kritik“ alles bewirken können! Aber soll es diesem Dilettanten, der auf die Kurzsichtigkeit des Publikums und die beliebt gewordenen Manieren der Schauspieler des „Deutschen Theaters“ spekulirt, auch fernerhin gestattet sein, sich in die Reihe der Theaterschriftsteller einzudrängen? Er schreibe seine „Kritiken“ nach wie vor — sie sind ja in „ganz Deutschland“ so überaus beliebt geworden —, aber als Ebenbürtiger neben Schiller, Kleist und Grillparzer sich tummeln zu dürfen, während die ernstesten, ehrlichsten Talente verkümmern müssen, das hiesse denn doch die Unfähigkeit adeln, und ich hoffe, daß das Publikum, und nicht nur das Publikum Berlins, diese schmachvollen Zustände nicht noch wird begünstigen wollen.

Meine Leser werden es begreiflich finden, wenn ich jetzt nicht noch dem neuesten „Werk“ des Herrn Blumenthal näher trete; ebensowenig mag ich an die Aufführung meine Worte verschwenden. Auch diesmal sollen die Darsteller des V'Arronge-Theaters „auf der Höhe“ gestanden haben. Was denkt man sich wohl darunter? Kann bei solchen Stücken überhaupt von künstlerischen Leistungen der Schauspieler, die sich eben mit allem Behagen nur gehen zu lassen brauchen, die Rede sein? Wann hat eine Aufführung am V'Arronge-Theater überhaupt „auf der Höhe“ gestanden? Im „Don Carlos“ erhitzte der Carlos des feurigen und wirklich begabten Herrn Rainz die Köpfe, das übrige war, bis auf die prunkenden Dekorationen und Gewänder, ganz mittelmäßig; im „Tell“ wurde selbst das wenige Gute, der Melchthal des Herrn Rainz, von den polternden Steinen übertobt; die „Sphigie“ forderte das Gespött selbst der Nachsichtigen heraus; in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ wurde die Rolle, um deretwillen man sich das Werk vor allen Dingen ansieht, von dem schönen Fräulein Gekner gespielt; Hebbels „Maria Magdalena“ wurde schon allein durch den Meister Anton des Herrn Dr. Förster zur unbegreiflichen Posse; wenn nicht die Herren Rainz und Bohl gewesen wären, so hätte man den armen Hebbel noch im Grabe beweinen müssen; selbst der „Richter von Zalamea,“ den man sich in Wien genau angesehen hatte, wo gerade dieses Schauspiel in größter Vollendung zur Darstellung gebracht wurde, bot, trotz aller Trefflichkeit im ganzen, nicht eine einzige Leistung, die wirklich künstlerisches Gepräge getragen hätte. Das „Räthchen von Heilbrunn“ und den „Homburg“ von Kleist habe ich mir nicht mehr angesehen; da ich diese Aufführungen nicht kenne, so will ich sie gern für vollendet gelten lassen. Was aber sonst von den „Genien des

Haufes" für diese Bühne geliefert worden ist, ist derart, daß man ehrlicher Weise garnicht von „Vollendung" sprechen darf, und wenn der äußerliche Eindruck der Aufführungen noch so erfreulich sein sollte. Wenn ein Mensch ruhig und sicher seines Weges über die gepflasterte Straße geht, so habe ich kein Recht zu rufen: Alle Wetter, der macht seine Sache gut! Die ganze Kunst des L'Arronge-Theaters beruht aber auf diesem Scheine; daher geht man Goethe so weit aus dem Wege; daher hütet man sich vor „Maria Stuart" und „Wallenstein," vor den „Ribelungen" und andern Werken, welche große, künstlerische Ansprüche an eine Bühne stellen; daher werden alle ernsthaften Talente von diesem Tempel ferngehalten, weil man für ernsthafte Leistungen hier nicht eingerichtet ist. Selbst ein so wenig anspruchsvolles Stück wie der „Erfolg" von Lindau kommt auf dieser Bühne nicht recht zur Geltung; denn Lindau ist eben doch noch ein anderer Autor als die Herren L'Arronge, Blumenthal und Lubliner; sein „Erfolg," seine „Diana" und „Tante Therese" haben doch immerhin seine Züge, sogar Züge von Gemüt; und seine Sprache ist auch hier nicht ohne wirkliche Anmut; er ist eben trotz allem, was auch an diesem Schriftsteller nicht ganz erfreulich scheint, ein talentvoller und gebildeter Mann, kein hahnebücherner „Volksdramatiker," kein ganz dilettantischer Schauspielerdiener.

Sch bin heiß geworden — aber das „Deutsche Theater" macht es dem Beurteiler schwer, nicht in Unmut zu geraten. Nichts kann mir ferner liegen als die Absicht, dieses Unternehmen wirklich zu schädigen, schon aus dem Grunde, weil ein Theater, das nun drei Jahre hindurch sich in der Gunst des Publikums behauptet hat, ein wichtiger Faktor für das Theaterleben ist, mit dem der besonnene Mann rechnen muß und gern rechnet; auch sind ja die Herren L'Arronge, Förster und Blumenthal nicht unsterblich; der Boden, auf dem wir sie heute noch herumackern lassen müssen, wird ja wohl einmal bessere Bebauer finden — und warum soll man nicht eine schlechte Gegenwart in der festen Hoffnung auf die bessere Zukunft mit Gelassenheit ertragen. Aber eine Gefahr für die dramatische Kunst, nicht nur innerhalb der Hauptstadt, droht nicht bloß von dem gegenwärtigen Theater, sie ist schon lange vorhanden; denn der „Erzeuger" des berühmten „Doktor Klaus" und der andern Milchkühe ist wohl kaum der geeignete Mann, um einem wirklich künstlerischen Unternehmen vorzustehen. Ein Blumenthal, über dessen Erfolge wir uns schämen müssen, wäre nie zu diesen Erfolgen gelangt, wenn nicht das „Deutsche Theater," für das er in der unanständigsten Weise die Lärmtrommel rührte, zur Verfügung gehabt hätte. Dem Publikum war eingeredet worden, daß dieses Theater endlich einmal den Berlinern vollendete Aufführungen und vortreffliche Stücke darbiete — was Wunder, daß die arglosen Leute, die so gern das Gute unterstützen wollten, entzückt waren, daß sie Stücken, die im Wallnertheater oder im Residenztheater ausgezischt worden wären, jubelten und den Spekulanten des „Deutschen Theaters" drüben und hüben die Kassen füllten?

Und wie hätte der Hauptstadt des deutschen Reiches die Schmach angethan werden können, das dilettantische Durcheinander, genannt „Lorelei,“ des „Doktor Klaus“-Dichters dulden zu müssen, wenn nicht der Herr Dichter zugleich der Herr Direktor des idealen Theaters gewesen wäre, welches mit Selbstgefühl sich an die Stelle des Schauspielhauses gesetzt hatte, des Schauspielhauses, das dem V'Arronge-Theater noch in ganz andrer Weise überlegen ist, als das Burgtheater es dem Stadttheater Laubes war? Denn das Burgtheater war sozusagen führerlos geworden, und Laube war eben Laube; das Schauspielhaus aber hatte seinen besonnenen Führer, seine lange, ununterbrochene Vergangenheit, sein reiches, vielgestaltiges Repertoire, sein abgetöntes, trotz aller Mängel doch vornehmes Zusammenspiel, und die Herren V'Arronge, Förster und Blumenthal (denn dieser Genius ist nun einmal nicht vom V'Arronge-Theater zu trennen) waren und sind eben die Herren V'Arronge, Förster und Blumenthal.

Das Bittere, das ich hier, nicht ohne schwere Überwindung, ausgesprochen habe, mußte einmal gesagt werden, wenn der Unfug, der hier getrieben wird, nicht alles Maß übersteigen sollte. Ich betone trotz alledem, daß ich dem „Deutschen Theater“ als solchem durchaus nicht feindselig gegenüberstehe, schon aus dem Grunde nicht, weil es einige höchst ehrenwerte Darsteller besitzt, und weil sich wohl auch hierher gelegentlich etwas Besseres verirren kann und auch wohl schon verirrt hat. Ich habe mich trotz alles Vorurteils selbst im Anfang nicht gegen das Unternehmen verschlossen und z. B. die wirklich wundervolle Ausstattung des „Othello“ mit entzückten Augen betrachtet, den Don Carlos des Herrn Rainz aufrichtig bewundert, das gewandte Fräulein Sorma in der „Jugendliebe“ sehr trefflich gefunden und selbst noch in den „Krisen“ Frau Niemann, in „Maria Magdalena“ die Herren Rainz und Pohl freudig beklatscht — aber es wäre ja auch zu traurig, wenn ein so anspruchsvoll auftretendes Theater garnichts hätte leisten sollen. Bekämpfens-, wenn man will hassenswert ist nur der Geist, der an diesem Theater herrscht, das ganze Gebahren und vor allen Dingen das Repertoire, das trotz aller „Blender“ durchaus unwürdig ist.

Herrn V'Arronge ist vor einiger Zeit eine hohe Auszeichnung zu Teil geworden; ob er sie für die „Lorelei“ oder für die Nichtaufführung des „Neuen Gebots“ erhalten hat, läßt sich nicht genau bestimmen — vielleicht haben die beiden Verdienste zusammengewirkt. Aber als ich die Nachricht las, hörte ich hinter mir ein Schluchzen — ich sah mich um, und vor mir standen Thalia und Melpomene mit verzerrten Gesichtern, Thränen liefen an ihren Wangen hinunter, und ihre Leiber zuckten wie krampfhaft. Ob es Lach- oder Weinkrämpfe waren, konnte ich leider nicht feststellen.

